

Christa Prameshuber

# DAS MIT DER LIEBE IST ALLES EIN SCHWINDEL

*Das bewegte Leben der Antonia Bukowsky –  
Würdigung einer mutigen Frau*

---



TIME

*Christa Prameshuber*

**DAS MIT DER LIEBE  
IST ALLES EIN SCHWINDEL**

*Das bewegte Leben der Antonia Bukowsky –  
Würdigung einer mutigen Frau*

---



## Impressum

© 2020 by Christa Zihlmann-Prameshuber, Schindellegi, Schweiz

Alle Rechte vorbehalten.

Layout: Sandra Bauer, Linz, Österreich

Umschlaggestaltung und Umbruch: Werner Schmolzmüller, Linz

Foto der Autorin: © Céline Nieszawer

Lektorat: Karin Schuhmann, Linz

Vertrieb: TRAUNER Verlag + Buchservice GmbH, Linz

Herstellung: Samson Druck, Samson Druck StraÙe 171, 5581 St. Margarethen

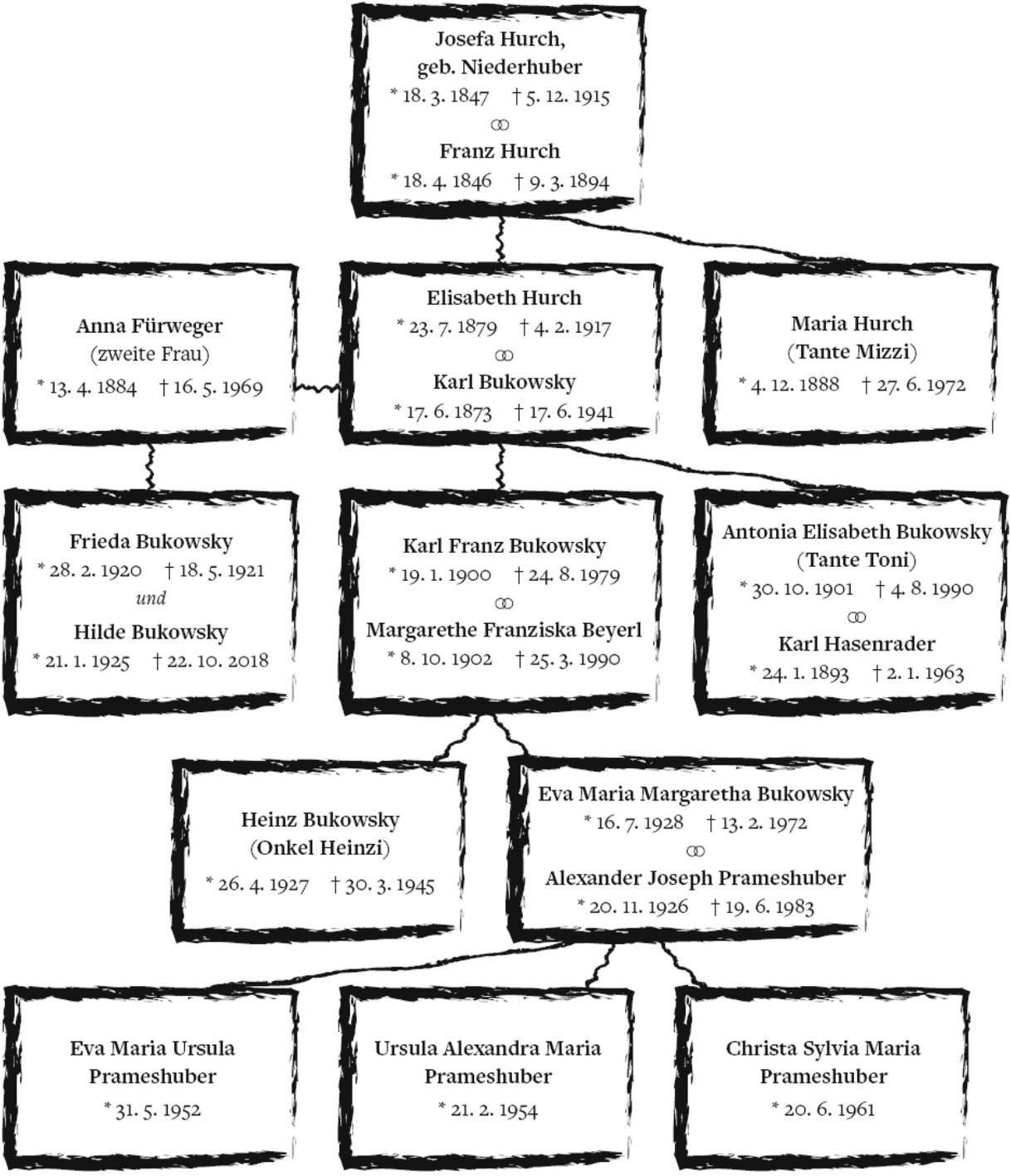
ISBN Epub 978-3-99113-221-9

ISBN PDF 978-3-99113-069-7

ISBN Print 978-3-99062-956-7

*Für Evi und Uschi*

*Stammbaum Familien Hurch &  
Bukowsky*





# PROLOG

Jeder Mensch trägt einen Schatten in sich.

Der meiner Großtante war 178 Zentimeter groß, hager und hieß Frank Plank.

Wir entdeckten seine Existenz kurz nach ihrem Tod, in Form von siebenundvierzig Briefen, die in einem abgegriffenen Kuvert in einer verborgenen Ecke ihrer Kredenz über sechzig Jahre lang versteckt lagen.

# „ICH MÖCHT’ SO GERNE WISSEN, OB SICH DIE FISCHE KÜSSEN“

## *Erste Erinnerungen*

---

„Rühr dich nicht, und mach ja keinen Muckser – wir holen dich bald wieder runter“, befahlen meine beiden Schwestern, nachdem sie mich mithilfe einer altersschwachen Leiter und unter Einsatz all ihrer jugendlichen Kräfte, die in einer Elf- und einer Dreizehnjährigen steckten, auf den hohen Eichenschrank im Schlafzimmer meiner Eltern gehievt hatten. „Das ist ein neues Spiel! Du musst da oben bleiben, sonst kommt der blaue Hund!“ Dann verschwanden sie laut lachend mitsamt der Leiter und ließen mich verduzt auf dem noch von meinen Großeltern stammenden Monstrum allein.

Wir schrieben das Jahr 1965 – ich war vier Jahre alt. Anfangs erfüllte es mich sogar mit Stolz, dass meine beiden Schwestern mich in diese unerwartete Höhe gehoben hatten. Der ungewohnte Blick vom Kasten aus war schwindelerregend. Aus Angst hinunterzufallen wagte ich kaum, mich zu bewegen, und wo genau war denn nun der blaue Hund? War der böse oder vielleicht doch lieb? Nach einiger Zeit wurde mir langweilig und kalt. Tante Toni, die damals vierundsechzig Jahre alt war, hatte die ganze Zeit schon nach mir gerufen. Ihre Stimme klang zunehmend beunruhigter, detektivisch suchte sie die ganze Wohnung nach mir ab. Als sie sich ins Elternschlafzimmer wagte, was aus Pietätsgründen nur selten vorkam, rief

ich fröhlich vom Gipfel des Kastens und in der Hoffnung auf ein baldiges Ende des Spiels: „Tante Toni, hier bin ich!“ Zu Tode erschrocken, blickte sie zu mir hoch, schlug die Hände über dem Kopf zusammen und rief: „Jessas Maria, was machst du denn da oben?“ „Stell dir vor, Evi und Uschi haben mich da hinaufgesetzt, weil sonst der blaue Hund kommt!“, erklärte ich ihr euphorisch, fügte dann aber rasch hinzu: „Jetzt will ich aber wieder runter. Mir ist so kalt. Und Hunger hab’ ich auch.“

Die Frage war nur: Wie sollte ich auf den Boden gelangen? Die von meinen Schwestern benutzte Leiter war unauffindbar und um nichts in der Welt hätte meine Großtante mich ohne diese wieder herunterholen können. Herr Lindinger, unser alleinstehender Nachbar, der etwa im gleichen Alter wie Tante Toni war, musste schleunigst gerufen werden. Er war immer schon der „Mann für alles“ gewesen: Er konnte Spielzeug aller Art in seinem nach Klebstoff riechenden Werkzeugschuppen reparieren. Darin herrschte trotz des Sammelsuriums an Materialien eine gewisse staubige Ordnung. Jedes Mal, wenn wir kurz einen Blick hineinwerfen durften, sah es dort aus wie in Ali Babas vollgestopfter Felsenhöhle.

Auch dieses Mal rettete mich Herr Lindinger mit seiner eiligst herbeigeholten Leiter von meinem Hochsitz. Meine Schwestern schauten mit Unschuldsmiene zu. Den blauen Hund bekam ich übrigens nie zu Gesicht. Dieses Erlebnis bleibt meine erste Erinnerung an Tante Toni.



*Tante Toni mit mir im Arm, 1964*

Wir liebten Herrn Lindinger, weil er alle unsere kaputtgegangenen Puppen, zerfetzten Drachen und verbogenen Dreiräder problemlos wieder instandsetzen konnte. Er zimmerte Holztischchen und Gartenhäuser, befestigte die Seile der Schaukel sicher und fest an einer eisernen Querstange und holzte zu hoch gewachsene Sträucher und Bäume in unserem verwilderten Garten ab. Er sprach nicht viel, hielt sich vielmehr im Hintergrund, aber lächelte uns immer freundlich an. Wir drei Schwestern hegten einen ausgeklügelten Plan, um die für uns so praktische Verbindung zu festigen: Wir wollten den geschickten Herrn Lindinger mit Tante Toni, die seit kurzer Zeit verwitwet war, verkuppeln.

Auf diese Weise, so unsere Hoffnung, würde auch sie in unserer unmittelbaren Nähe wohnen und wir Mädchen würden sie viel öfter sehen. Leider sollte dieses raffinierte Vorhaben zu unserem allergrößten Bedauern niemals aufgehen. Die absichtlich herbeigeführten kleine Unfälle, die wir inszenierten, um Herrn Lindinger zu rufen, wurden von Tante Toni bald entlarvt und sie sah uns nur mit einem unmissverständlichen Seitenblick an, der bedeutete „jetzt reicht’s“ und schlussendlich gaben wir unsere – wie sie das nannte – „Spompanadeln“ endgültig auf.

Tante Toni war klein und rundlich mit ungewöhnlich dichtem, schlohweifs gelocktem Haar, welches sie kinnlang trug. Immer wieder fiel eine widerspenstige Locke auf ihre ausdrucksvolle, fast etruskisch anmutende Nase. Sie hatte wissbegierige Augen und strahlte alles in allem Kampfgeist aus. Noch heute höre ich ihr herzliches, ansteckendes Lachen, das sich über mehrere Tonleitern hin erstreckte. Wenn sie einen Lachanfall hatte, klatschte sie in die Hände und stampfte mit dem Fuß auf den Boden, beides zusammen ähnelte einem Schuhplattler.

Fasziniert beobachtete ich ihre nahezu kindlichen Hände, die sie oft andächtig ineinanderfaltete und dabei die beiden Daumen umeinander wirbelte, erst in die eine, dann abrupt in die andere Richtung. Diese Angewohnheit, die sie bis zu ihrem Tode beibehielt, beäugte ich aufmerksam und versuchte Tante Toni unauffällig nachzueifern. Sie schmunzelte, wenn sie sah, wie ich sie ungeschickt zu imitieren versuchte.

Tante Toni war die jüngere Schwester meines Großvaters, in dessen Haus wir drei Mädchen mit unseren Eltern wohnten. Meine Großeltern führten trotz ihres bereits fortgeschrittenen Alters noch immer das von den Vorfahren großmütterlicherseits übernommene Spielwarengeschäft Beyerl in Linz. Meine vielseitig begabte Mutter unterstützte ihre Eltern in diversen Bereichen. Erfindungsreich dekorierte sie die Auslagen für staunende Kinderaugen, sie kutscherte meine führerscheinlosen Großeltern täglich hin und her, lieferte Bestellungen ab und kümmerte sich auch noch um den

Haushalt. Vor allem aber schlichtete sie charmant die im Familienkreis aufkeimenden Generationskonflikte. Meine Großmutter vertrat nämlich ihrer Tochter gegenüber strenge und biedere Ansichten, was Erziehungs- und Geldfragen betraf, meine Mutter hingegen war aufgeschlossen, herzerfrischend großzügig und vor allem sehr diplomatisch. Mein Vater arbeitete als Jurist bei der Post- und Telegraphenanstalt in Linz, unweit des Spielwarengeschäfts. Den Laden meiner Großeltern betrat er nie. Er fühlte sich dort, wie überall in Gegenwart seiner Schwiegermutter, unerwünscht und machte sich daher rar.

Unser Jugendstil-Wohnhaus befand sich am nördlichen Donauufer gegenüber dem Linzer Hauptplatz in Urfahr. Da alle Erwachsenen berufstätig und daher tagsüber außer Haus waren, kam Tante Toni unter der Woche zu uns, um meine beiden Schwestern nachmittags nach der Schule und mich nach dem Kindergarten zu beaufsichtigen. Für sie bedeutete das einen langen und beschwerlichen Weg. Sie musste von ihrer in Bahnhofsnähe liegenden Wohnung auf der Linzer Seite mit Bus und Straßenbahn zu uns fahren, was ihr wegen ihrer rheumatischen, bei jedem Schritt schmerzenden Beine schwerfiel. Tante Toni hatte sich spontan meiner Mutter als „Kindermädchen“ für uns angeboten, weil sie ihre Nichte innig liebte und der Meinung war, dass berufstätige Mütter unterstützt werden mussten. In dieser Hinsicht war unsere Großtante sehr modern eingestellt, denn sie fand, Frauen sollten eine gute Ausbildung genießen und ihr eigenes Geld verdienen. Sie selbst hatte sich an dieses Credo gehalten und es uns auch vorgelebt. „Von nix kommt nix“, belehrte sie gerne, auf nicht berufstätige Frauen anspielend, die sich über zu wenig Anerkennung und Geld beschwerten. In den frühen Sechzigerjahren gab es nur wenige verheiratete Mütter mit drei Kindern, die, so wie meine, trotz eines gut verdienenden Ehemanns berufstätig waren – wenn auch nur in Teilzeit.

Meine beiden um sieben und neun Jahre älteren Schwestern und ich vergötterten Tante Toni. Sie war, abgesehen von meiner Mutter, ganz anders als die anderen Erwachsenen um uns herum: humorvoll, ideenreich,

unkompliziert. In den folgenden Jahren verbrachten wir unzählige vergnügliche Nachmittage und später auch Reisen mit unserer Lieblingstante. Geduldig spielte sie stundenlang Karten mit uns oder „Fang den Hut“ und „Mensch ärgere dich nicht“. Dabei erzählte sie, wenn unser Geplapper und Lachen es zuliefs, packende Geschichten aus ihrer Jugend oder sang Schlager aus den Dreißigerjahren. Unser Lieblingsspiel war „DKT – Das kaufmännische Talent“. Auch Tante Toni hatte sichtlich ihren Spafs daran. Mit so viel Geld agieren zu dürfen, wenngleich es nur Spielgeld war, erschien uns aufregend und entfachte hitzige Diskussionen über An- und Verkauf von Grundstücken, Häusern und Hotels in den nobelsten Gegenden. Wir besafsen je eine Österreich- und eine Europa-Ausgabe. Bei Ersterer gierten wir alle nach Besitztümern in Wien, besonders in der Kärntner Strafe, die sogar uns Kindern ein Begriff war. Wir wussten, dass dort das legendäre Hotel Sacher stand. Tante Toni erzählte blumig aus der K.-u.-k.-Epoche und von Frau Sachers Leidenschaft für Bulldoggen und Zigarren. Eisenstadt hingegen, das so weit weg lag, konnten wir trotz seines majestätischen Schlosses Esterhazy nicht viel abgewinnen. Bei der Europa-Ausgabe liefsen wir uns Namen wie Champs-Elysées in Paris, Londons Oxford Street und die Bahnhofstrafe in Zürich genüsslich wie Schokolade auf der Zunge zergehen. Mitunter feilschten wir lautstark miteinander, ebenso auch mit der Bank, nachdem diese jeder Spielerin ein Startkapital zur Verfügung gestellt hatte. Die Würfel drehten und bespuckten wir, damit sie uns das notwendige Glück bescherten. Landete eine von uns unglücklicherweise auf fremdem Grund und Boden, musste sie mit den bunten Spielgeldscheinen umgehend Strafe oder Miete bezahlen. Wem dazu das nötige Kleingeld fehlte, der musste bei der Bank vorsprechen. Tante Toni war hochofreut, dass wir dem Spiel so viel Begeisterung entgegenbrachten, erschien es ihr doch unerlässlich, schon früh geschäftliches Geschick und einen gesunden Umgang mit Geld zu erlernen. Deswegen investierte sie bemerkenswerte Geduld in diese Schule des Lebens und verbrachte unvergessliche Stunden mit uns beim Spielen im Kinderzimmer. Vermutlich aber holte sie damit auch ihre eigene Kindheit nach, in der Lachen und Glücksmomente selten waren.



*Das Ravensburger „Natur-Memory“ mit Petunia oben in der Mitte*

Auch „Memory“ liebten wir Kinder heiß. Unsere Lieblingskarte war eindeutig die freche weiße Gans auf rotem Grund mit dem Namen Petunia. In ihrem gelben Schnabel trug sie keck eine Blume und watschelte frohgemut dahin. Wer dieses Kartenpaar fand, so beschlossen wir, war eindeutig Siegerin. Wir stritten häufig um Petunia, weshalb ich einmal voller Wut hineinbiss und meine Milchzahnabdrücke für immer auf dem Kärtchen hinterließ.

Während unserer Spielnachmittage lief immerzu das Radio, es war der Beginn unseres Lieblingssenders Ö3. Meine Schwestern schwärmten für die Musik der Sechzigerjahre und sangen bei allen Hits lautstark mit. Wenn ihnen der Text fehlte, ersetzten sie ihn einfach durch „La-la-la“. Da ich sie natürlich nachahmte, bin ich heute noch eine große Kennerin der Schlager dieser Zeit und erkenne schon beim allerersten Ton den Titel oder den

Sänger bzw. die Sängerin. Neben dem Radio verwendeten wir ein monströses Magnetophonband und die Reihenfolge der meist zu Beginn und am Ende abgeschnittenen Musikstücke brannte sich für immer in mein Gedächtnis ein. Anfangs waren es besonders deutsche Schlager, etwa „Schuld war nur der Bossa Nova“, „Rote Lippen soll man küssen“, „Marmor, Stein und Eisen bricht“ oder „Kriminaltango“, dann aber kamen langsam die Beatles, die Rolling Stones, die Beach Boys, die Kinks, Herman's Hermits, Janis Joplin, Melanie, Jimi Hendrix und die Bee Gees dazu. Die deutschen Schlager beherrschte auch Tante Toni und wir sangen beim Spielen lauthals gemeinsam die Refrains. Dazu gab es Almdudler oder Schartner Bombe, diese typisch österreichischen Getränke, und belegte Brote, die meine Mutter liebevoll vorbereitet hatte, bevor sie zurück ins Geschäft ging. Sie garnierte die Semmeln mit Extrawurst oder ungarischer Salami und zauberte mit Gurkerln, Paprikastreifen und Mayonnaise-Tupfen lachende Gesichter auf den wurstigen Untergrund.

Die Haare meiner Schwestern wurden Ende der Sechzigerjahre länger und sie fingen an, die damals kurz aufgekommenen Papierkleider und wildlederne Fransenröcke zu tragen. So kündigte sich langsam modisch und musikalisch auch in unserem Kinderzimmer in Linz-Urfahr Woodstock an.

Tante Toni war eine wandelnde Enzyklopädie an Sprichwörtern und Aphorismen. Sie liebte es nicht nur, diese immerzu auf unser Drängen hin zu wiederholen; sie setzte die in unseren Kinderohren kuriosen Worte zusätzlich durch urkomische Gesten in Szene. Wir kreischten bei ihren bühnenreifen Auftritten und applaudierten wie wild. Unvergesslich bleibt mir ihr monotoner Wortgesang „Die Chinesen haben Zöpfe, ungeheure Wasserköpfe“.

Dabei streckte unsere Großtante die Arme in die Höhe, als würde sie zu einer Gottheit beten, bückte sich dann mehrmals – soweit es ihr Rheuma erlaubte –, mit den ausgestreckten Armen zum Boden zeigend. Dieser

akrobatische Akt fiel ihr sichtlich nicht leicht, doch sie erfreute sich an unseren Jubelrufen. „Noch einmal!“, spornten wir sie an.

Dieser ungewöhnliche Reim stammte, wie ich erst viele Jahre später herausfand, aus einem jüdischen Kinderbuch der Dreißigerjahre. Wir fragten Tante Toni oft über die Chinesen aus, denn damals schien China unendlich weit entfernt, sagenhaft fremdartig und exotisch. Tante Toni vertrat die Ansicht, Chinesen stellten „die gelbe Gefahr“ dar. „Sind die wirklich gelb?“, wollte ich wissen. „Ja“, sagte sie, „richtig gelb. Wie eure Kanarienvögel. Und Schlitzaugen haben sie auch.“ Im folgenden Kinderfasching bettelte ich meine Mutter an, mich als Chinesin verkleiden zu dürfen, einen langen Zopf hatte ich ja schon. Augenzwinkernd ließ Tante Toni für mich das entsprechende Kostüm, bestehend aus einem kegelförmigen Papphut, schwarzer Tunika und ebensolchen Hosen. Meine Schwestern malten mit ihrem Augenbrauenstift kunstfertig einen Dschingis-Khan-Bart auf mein Kindergesicht.

Unsere Großtante hielt indes große Stücke auf das chinesische Horoskop. Sie und ich waren beide Büffel und sie las mir aus einem mitgebrachten Artikel vor: „Zu den chinesischen Tierkreiszeichen zählen Ratte, Tiger, Hase, Drachen, Schlange, Pferd, Ziege, Affe, Hahn, Hund und Schwein. Sie symbolisieren in einem zwölfjährigen Zyklus verschiedene Eigenschaften, die dem jeweiligen in diesem Jahr Geborenen zugeordnet werden.“ In dieser illustren Schar wirkte der Büffel auf mich nahezu sympathisch. „Der Büffel besetzt die zweite Position im chinesischen Tierkreiszeichen, er ist bekannt für seinen Fleiß, seine Zuverlässigkeit, Kraft und Entschlossenheit. Menschen in diesem Tierkreis haben ein aufrichtiges Wesen, empfinden starken Patriotismus, hegen Ideale und Ambitionen für ihr Leben, ihre Familie und Arbeit. Mit ihrem unerschütterlichen Vertrauen erlangen diese Menschen großen Erfolg.“ Besser als anhand dieser Merkmale hätte man Tante Tonis Charakterzüge nicht beschreiben können.

„Schnapsen“, „Canasta“ und „Rommé“, welche wir stets zu viert spielten, zählten zu unseren beliebtesten Kartenvergnügen. Wir Schwestern schummelten natürlich gelegentlich und wenn Tante Toni uns dabei ertappte, erhob sie sich mit gespielt erbostem Blick und rief: „Ihr Falschspielerinnen, jetzt steck‘ ich mir die Karten an den Hut!“ Tatsächlich unterbrach sie so das Spiel und befestigte einige Karten an der Schleife ihres altmodischen Stadthutes. Es war eben eines ihrer Hobbys, beliebte Redensarten mimisch umzusetzen. Dann lachte sie herzlich, drehte einige Runden durchs Kinderzimmer und schien fast wie Mary Poppins zu schweben, bevor sie wieder am Tisch Platz nahm und das Spiel weiterging. Tante Toni mochte Hüte und besafs derer zwei: die Sommer- und die Wintervariante. Damals wirkten derartige Kopfbedeckungen äußerst altbacken, was Tante Toni jedoch herzlich egal war. Besonders da ihre Modelle mit mageren Vogelfedern geschmückt waren, die wir Kinder öfters im Garten fanden und ihr schenkten.